

29.7.1938

Sehr verehrter Herr Dr. Wilhelm Schäfer,

als ich im August des Vorjahrs beim Fest des Deutschen Auslandsinstituts in Stuttgart war, riefen Sie mich an Ihren Tisch, ich durfte zu meiner grossen Freude Ihre Bekanntschaft machen und Sie erwähnten zu meiner noch viel grösseren Freude meinen Roman "Zwischen Grenzen und Zeiten" mit anerkennenden Worten. Bei unserem Gespräch fiel auch der Namen meines siebenbürgischen Freundes Herman Roth, der Ihnen kurz vorher ein mundartliches Gedicht zugeschickt hatte mit dem Bemerkten, dass die Verse nachweislich vor einigen Jahren zum erstenmal aufgetaucht seien, doch habe sich der Verfasser nicht feststellen lassen. Man könne, schrieb Ihnen Roth, die Verse somit als ein in unserer Zeit entstandenes und sehr schönes Volkslied bezeichnen. Roth fragte Sie, ob Sie die Verse auch so hoch bewerteten wie er. Sie sagten mir damals, dass Sie in dem Gedicht einen falschen Ton hörten. Monate später - ich weiss nicht, obs Ihnen Roth schrieb - behauptete in Siebenbürgen ein gewisser Dr. Misch Grend, ein Volkskundeforscher, der einmal zum Kreis meiner Zeitschrift "Klingsor" gehört hatte, zu dem wir aber aus gewichtigen Gründen jede Verbindung eingestellt haben, der Verfasser des Gedichts zu sein. Wenn er nicht lügt, so hörten Sie sehr scharf. Aber ich wollte Ihnen jetzt nicht dieses sagen, sondern Ihnen bloss den Namen Roth ins Gedächtnis rufen.

Roth ist mir ein guter, langjähriger Freund. Er hat mir, als ich aus dem Krieg sehr jung zurückgekehrt in Berlin studierte, von der Warte seines um etliche Jahre reiferen Wissens viel gegeben und mich, der ausser der Schule nur noch den Schützengraben erlebt hatte, in manche Gebiete der Dichtung begeistert eingeführt. Später sahen wir uns selten, ich zog mühselig meine Zeitschrift auf, schlug mich durchs Leben und schrieb, er stand in einem oft erfolglosen Daseinskampf in einer anderen siebenbürgischen Stadt.

Als er nun vor einigen Monaten für Vespers Zeitschrift einen Aufsatz über

mich schrieb, dessen Abzug ich hier beilege, erhoffte ich von ihm eine Darstellung meiner Arbeit, wie sie ein anderer nicht schreiben konnte, war aber beim Lesen der Niederschrift ebenso enttäuscht wie jetzt, wo mir der abgeänderte Artikel gedruckt vorliegt.

Ich verhehlte ihm nicht, dass ich von ihm mehr erwartet hätte, es entspann sich daraus ein lebhafter Briefwechsel, der fruchtlos blieb, da er bei seiner und ich bei meiner Meinung beharrte.

Ich habe nun daran gedacht, Sie zu fragen, ob Sie es für richtig halten, wie Roth sich der Darstellung eines schriftstellerischen Werkes unterzog. Ich finde seinen Aufsatz unsystematisch, so erfährt der Leser z.B. nicht einmal, dass mein "Zwischen Grenzen und Zeiten" den Untergang Österreichs behandelt. Roth wandte ein veraltetes, psychologisierendes Verfahren an, das mich verfälscht und einseitig zum Spezialisten volksdeutscher Probleme abstempelt. Überdies ist Roth sprachlich verspielt und verführt, darum oft undeutlich und unklar, weniger bei der Betrachtung der Lyrik, zu der er ein gutes Verhältnis hat, als bei den Prosaarbeiten, vor allen bei meinen dicken Roman. Er sieht die wahren Aufgaben der Epik nicht, auch den Weg nicht, den der Roman nach der Dekadenz der bürgerlich-psychologischen Beschreibung eingeschlagen hat. Seine Theorie für die Epik bezieht sich auf das Heldenepos, nicht auf den Roman, der eigene Gesetze hat, doch selbst wenn seine Theorie begrenzt für den Roman gelten soll, glaube ich seiner Forderung, Geschichte im Roman im Leiden und Leben von Menschen darzustellen, erfüllt zu haben. Schliesslich meine ich, dass ein solcher Aufsatz, wie ihn Roth zu schreiben unternommen hat, erst dann seine Aufgabe erfüllt, wenn er sich mit dem Stil und der Sprache des Dargestellten befasst, wenn er wiederzugeben versucht, wie der Autor Personen einführt, auftreten und sich entwickeln lässt, wie er Geschehnisse zeichnet, wie er gliedert usw. Dies erst wird für eine Darstellung des Autors aufschlussreich. Es fehlt bei Roth vollkommen.

Vielleicht ist Ihnen die Erfüllung meiner Bitte unerwünscht, dann bitte ich Sie, sich damit nicht zu befassen. Allerdings wäre es für mich ein ausser-

ordentlicher Gewinn, gerade von Ihnen zu erfahren, ob Sie die Art und Weise, wie mein Freund Roth, dessen starke Anteilnahme an mir offensichtlich ist, diesen Aufsatz anpackte, bejahen können. Die Kritiker haben ja das absonderliche Vorrecht, kaum jemals selbst kritisiert zu werden, besonders von Autor nicht; eine Auseinandersetzung zwischen Kritiker und Autor aber ist natürlich ein Streit zwischen befangenen Personen, und darum wäre mir ein kurzes richterliches Wort von Ihnen, der für Roth und mich eine Instanz bedeutet, sehr wertvoll.

Ich erinnere mich gern und oft an die Tage unserer Begegnung in Berlin, grüsse Sie herzlich und wünsche Ihnen schöne Sommertage am Bodensee, den ich neuer auch besuchen wollte, doch liess sich der Plan nicht durchführen, weil ich nun in zehn Tagen meine Heimat und meine Eltern dort besuchen will, was bis zum September dauert, und nachher ist der Herbst da.

Ihr sehr ergebener

Den 1. August 38

Lieber Herr Filly, ^{H. R.}

Die Kritik von Hermann Roth ist ein Schulbeispiel da,
für, daß Freunde nicht über einander schreiben sollen, es sei
denn, sie schreiben über ihre Freundschaft, wie es Hermann
Roth im ersten Teil seiner Kritik tut. Das interessiert, be-
lehrt und fördert - nur gottseufzend zu sprechen. Aber Freund-
schaften sind Übereinstimmungen und als solche im Werden,
sein und vergehen selten dauernd. Eines Tages stimmt es
nicht mehr, weil die Freunde eben lebendige Wesen sind und
als solche ihrem Fortschritt folgen, das nicht dauernd übereinstim-
men kann. Offenbar sind Sie mit Ihrem Roman aus der
Freundschaft fortgegangen, und Hermann Roth bleibt Ihnen
in seiner Kritik hilflos nach. Er kann nicht recht verstehen,
was da geschah. Hat sich an Ihrer Leistung aus rein zu
orientieren, betrachtet er sie aus seiner alten Freundschafts-
Orientierung und wird ihr nicht gerecht. Die Besprechung des
Romans hätte der Hauptteil seiner Kritik ausmachen sollen,
und wird ihr nur angehängt: als ob Ihre Diktorie selber die
Hauptsache gewesen wäre.

Aber, lieber Herr Filly, warum sollen Sie das entgelten
lassen, und wenn? Ihr Roman geht, wie Sie sehen, seinen

Weg und steht bedenkend in die Zeit. Was er als Kunstwerk
ist, wird erst nachher festgestellt werden, nicht an Ihren Hän-
den. Sie werden, wenn Sie einmal so alt sind wie ich, manches
Unpöbelliche über sich gelesen haben und wissen, daß Sie
selber der einzige Kritiker Ihrer Dinge sind. Sie allein können
das Erreichte am Gevollten messen. Nehmen Sie also diese Freundschafts-
briefe in Ihrem Freundschaftsteil. Es ist schön, daß viele
daraus etwas über Ihre Herkunft hören. Über Ihren Fortgang
werden andere berichten müssen.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr alter

Wilhelm Lieke

28 48

Handl. Bremen.

i k g s

Starnberg am See, 5.12.1941

Sehr verehrter und lieber Herr Schäfer,

nach langen Soldatenmonaten habe ich einen Arbeitsurlaub und sitze wieder am eigenen Schreibtisch. Auch Zeit habe ich nun, mit Ruhe zu lesen. Ihre "Kleine Truhe" ist allabendlich mein Gefährte, der mir Freude bereitet und von dem ich mich willig führen lasse.

Darf ich Sie auf einen Rechtschreibfehler aufmerksam machen, den ich dabei entdeckte? Auf Seite 15 in der 16. Zeile schreiben Sie Tolpatsch mit zwei t. Das ist unrichtig, denn das Wort ist keine Zusammensetzung aus toll und patschen, obgleich man das annehmen könnte, allerdings bloß, wenn man toll nicht in seiner Urbedeutung auffaßt, sondern in jener, die sich vermutlich in Berlin entwickelt hat, wo das Wort seines unheimlichen Sinns entkleidet, in doll verwässert und damit geeignet gemacht wurde, den großen Bedarf dieser sprachzersetzenden Stadt an Ausdrücken der Prahlerei zu befriedigen.

Tatsächlich entstammt Tolpatsch dem Madjarischen, was auch Duden weiß, freilich meint Duden, es rühre von talpas her, was deutsch der "Großfüßige" und zugleich der "Fußsoldat" heißt. Auch diese Ableitung ergäbe keinen schlechten Sinn, besser aber ist der der wirklichen Wortherkunft. Es stammt aus talpacs (gesprochen: Talpatsch), d.i. "Plattfuß", wörtlich: der mit der Sohle Aufpatschende, wobei das madjarische Zeitwort pacsolni meiner Ansicht nach dem deutschen Wort patschen nachgebildet worden ist.

Der Tolpatsch ist also der ungeschickt Gehende, der Behinderte, keineswegs ein toll Herumpatschender, sondern nur ein mühselig und

patſchend ſich ~~Vor~~bewegender, und genau dies meinen wir ja auch,
wenn wir das Wort verwenden. Ich will die Schriftleitung des Duden
auf dieſen Sachverhalt ebenfalls aufmerkſam machen.

Mit den herzlichſten Grüßen, auch an Ihre verehrte Gattin,

Ihr ſehr ergebener

Dr. h. c. Wilhelm Schäfer
Sommerhalde
Post Ludwigshafen-Bodensee
Anruf 28

den 7. Dezember 41

Lieber Herr fillich,

für Ihre Mitteilung bin ich Ihnen besonders dankbar.
So also kamen wir zu dem Folpatz. Ich hatte unter
für mein Alter oft ein Bruch gedacht, in dem ich Auf-
gaben über Wortschicksale schreibe. Das wäre wieder ein Bei-
spiel, wie leicht das sein könnte. Vom Folpatz zum
Folpatz. Koffentlich machen die Ereignisse Ihnen keinen
Bruch durch die Bedingung Ihrer Arbeitsringe, zu der ich
Ihnen alles Gute wünsche.

Herzlich grüßend

Ihr alter

Wilhelm Schäfer



Herrn Dr. Heinrich Filling

Hamburg am See
(Obbayer)

Dr. h. c. Wilhelm Schäfer
Bodensee-Ludwigshafen
Sommerhalde



Wiederkunft

(Aus den dreizehn Büchern der deutschen Seele)

Das Land der Mitte zu heißen, ist Deutschlands Geschick: zwischen Versailles und Moskau liegen die Gräber seiner gefallenen Söhne, zwischen Versailles und Moskau liegt seine kommende Not.

Die rote Zwietracht reißt seine Hoffnung nach Osten, die goldene Spinne im Westen saugt ihm sein Blut; was es der einen läßt, muß es der andern nehmen: so ist es noch einmal das Schlachtfeld der Welt.

Denn nun kann nicht Frieden auf Erden gesungen sein, als bis das dritte Reich kam; aber das dritte Reich wird keinem der Völker gehören, die Menschheit wird sein Herrscher und Untertan heißen.

Die Menschheit will werden, aber sie kommt nicht mit Lorbeer und Psalmen: Gewalt muß Gewalt bezwingen, ein Meer von Blut muß den Abgrund ersäufen, daraus sie geboren sein will.

Versöhnung und Friedensschalmeien müssen verstummen, wenn der Abgrund zu kreischen beginnt; denn alles, was dumm und gemein, was selbstsüchtig und eitel, was schlecht und schlau und zwiezüngig ist, will die Geburt stören.

Die rote Zwietracht im Osten wird einmal die goldene Spinne im Westen erschlagen; aber das rote Elend wird nach dem goldenen schreien, bis die erste Eintracht beginnt.

Daß aber das Reich der Eintracht uns widerfahre auf Erden, wird es der Herzen bedürfen, die das Kreuz der Zwietracht tapfer und treu nach Golgatha tragen; der deutschen Seele wird seine bitterste Botschaft gehören.

Zu töricht, im Rat von Versailles zu sitzen, zu töricht, im Haß von Moskau zu sein, niemandens Freund und aller Welt Feind, wird sie in langer Einsamkeit bleiben.

Die Einsamkeit wird ihre schwarzen Unholde gebären, und ihre Lichtalben; wenn der Morgen der Menschendämmerung anbricht, wird sie nicht mehr auf Allerweltsstraßen gehen.

Alle Kämpfe der Menschheit werden der deutschen Seele auferlegt sein, bis sie, Besiegter und Sieger in Einem, der kommenden Eintracht Christophorus wird, bis einmal Wiederkunft ist, bis endlich den Kindern Gottes auf Erden die grüne Wiese, das blaue Meer und der blaue Himmel gehören.

ikgs
geschrieben 1921
Wilhelm Schöfer

I. L. Keimich stillich für seinen warmen Brief zu meinem
achtzigsten Geburtstag herzlich zu danken; auch der Frau
dank für ihre Glückwünsche, und alle Grüße dem Haus.

Ihre alter

Sommerfelde, den 26. Jan. 48

Wilhelm Schäfer

i k g s

An meine Freunde.

Als ich im Jahre 1907 das erste Bändchen meiner „Angebote“ heraus geben wollte, fand ich dafür keinen Verleger; ich mußte es auf Subskription vorsetzen lassen. Nun ich mein letztes Buch auf dem selben Weg bringe, weil es sonst durch die Krise im Buchhandel fürs erste nicht gedruckt werden könnte, bin ich dem Franz Dankbar, der mich zu der Subskription nötigt, weil es mir widersteht, dieses Buch auf den Markt zu bringen, da meine Freunde es in Händen hätten. Es ist - in meinem 82. Lebensjahre geschrieben - sozusagen ein Nachwort zum „Gottesfreund“, das ich nicht nur einzeln gedruckt sehen möchte.

Ich werde meinen Namen in jedes mitskribierte Exemplar einzeichnen; außerdem werden die Namen aller Mitskribenten in einem beigefügten Verzeichnis gedruckt stehen.

Sommerhalde im Frühjahr 50 Wilhelm Soyáfer

Darf ich es aussprechen, lieber Freund: so nutzlos wie diese Geflechte sind – obwohl sie ebenso berechtigte Teile der Schöpfung vorstellen, wie eine Rose, eine Lilie, ein Apfel auch – so nutzlos scheinen mir solche Gespräche, und außerdem schädlich. Sie verstopfen die Röhren und tun dies nur, weil sie falsch, zu nahe der Oberfläche: oberflächlich gelegt sind. Wir müssen sie tiefer legen, alter Freund.

Wenn ich sagen wollte, ich hätte mich mitschuldig gemacht, so würde ich dich mit der Hauptschuld belasten und dir Unrecht tun, weil dein Anlaß der größere ist: dir, nicht mir, ist die Heimstätte verbrannt; du, nicht ich, bist zu früh aus dem Sattel gestiegen. So bist du der Melancholie verfallen. Ich hätte dir gleich raten sollen, was ich dir nun raten will. Hier in Düsseldorf ist keine Lebensluft für deine Krankheit. Darum kannst du nicht im Hofgartenhaus bleiben, wie ich es gewünscht hätte. Es würden dir zuviel Mitmenschen aus deiner abgelegten Zeit über den Weg laufen. Andererseits wäre es gefährlich für deinen Zustand, angesichts deiner Brandstätte zu hausen. Du mußt eine Zeit lang von dem allen weg. Ich rate ans Meer. Da sind um diese Zeit noch keine Sommergäste; du bist allein zwischen Himmel und Meer. Du wirst den Weichselzopf los, der deinen Quellen die Röhren verstopft. Versprich mir, daß du meinem Rat folgen willst.

So lange der Landeshauptmann sprach, hatte Konrad Lux still in Kissen gelegen; jetzt setzte er sich auf und reichte dem Freund die Hand, ihm für seine Liebe zu danken; aber er schüttelte den Kopf zu seinen Worten. Ich fürchte, sagte er, es ist vergebens, daß ich den Weichselzopf herausreiße, weil das Quellwasser längst aufgehört hat zu fließen.

Am 22. Oktober 57

Lieber Herr Gillich,

in der Annahme, daß ich Ihnen die Einladung zum Fest
der Lichtenbürger verdanke, sage ich Ihnen mein Bedauern,
daß ich nicht ~~teilnehmen~~^{nehmen} und mich durch die Teilnahme nicht be-
schamspunkte. Ich bin seit vielen Wochen ernstlich erkrankt und
stehe auch gegenwärtig in einer Kopfentzündung, die mir jede
Anstrengung verbietet. Ich wollte wenigstens telegraphieren und
gab den beiziehenden Text auf. Da war natürlich das Telephon-
gort nicht als es wieder ganz war, war es zu spät am Abend.
Das Mißgeschick tut mir sehr leid, weil ich mich teilnahmlos
an dem ungeheuren Erfolg scheinen möchte, auch in meiner
jetzigen höchst blühenden Lage nicht.

Ich hoffe Sie in besseren Kräften und bin mit herzlichsten Grüßen

Ihr alter

Wilhelm Schäfer